

Leipziger Tageblatt

und

Anzeiger.

N^o 168.

Montag, den 17. Juni.

1839.

Die Dienerschaft in St. Petersburg.

Dieses Uebel, sagt Jemand, der das Leben zu St. Petersburg schildert, hängt an gar vielen sichtbaren und unsichtbaren Fäden. Die erste und größte Schuld trägt die Erziehung der Frauen. Selbst die Gattin des reichen Händlers, des Lieferanten, des größeren Fabrikanten hält es unter ihrer Würde, sich um das Detail ihres Hauswesens zu kümmern. Dafür hält ihr Gatte den Intendanten, den Maitre d'hôtel. Für die Küche sorgt der Küchenmeister, ein Mann, mit dem gewöhnlich eine Art von Contract für das ganze Jahr geschlossen wird, und der von den 40, 50 und 100,000 Rubeln, die er für den Küchenhaushalt empfängt, 20, 30 und 50 pC. in seinen eigenen Beutel steckt. Unter dem Intendanten steht die Schaar der Kellermeister, Küchenjungen, der Jäger, Lakaien, Köche, Kutscher, Stallknechte, Scheurer, Bettenmacher, der Schweizer, der Einzeiger u. c. (denn alle diese Dienste werden in Petersburg von männlichen Domestiken verrichtet), eine Sippschaft, die sich beständig verändert, vermehrt und anwächst, ohne daß der Hausherr darum weiß. Die Sitte, in jedem Zimmer wenigstens einen Diener zu haben, der die Stelle der Locke versah, ist in Petersburg noch nicht lange verschwunden und gilt noch in den Provinzen und zu Moskau. So ist es erklärlich, daß die verstorbene Gräfin Drioff für ihre Person nicht weniger als 800 Domestiken hielt und ein eignes Hospital für diese zu gründen genöthigt war, und mehr als einem der Großen folgen nicht weniger als zwanzig bis dreißig Gesindewagen, wenn sie im Sommer ihre Villa an der Peterhofer Straße beziehen. Doch vom Glück hat noch der zu sagen, der nur so viel unnütze Diener zu nähren und zu bekleiden hat, als er selbst annimmt; ein Fall in dem wenige sind. Hört nur, sagt der Erzähler, was mir selbst begegnete: Als ich nach meines Vaters Tode sein Hauswesen übernahm, reinigte ich diesen Stall des Auglas und behielt von dem Troß unserer Dienerschaft mit Köchen, Kutscher und Lakaien nur zehn bei. Ein Jahr lang ruhte ich auf meinen Lorbeeren aus nach dieser Heldenthat; allein was entdeckte ich am Schlusse des Wirtschaftsjahres? Die Zahl meiner Hausbedienten hatte sich verdoppelt und ich mußte meine Börse für ein doppeltes Lohn öffnen. Der hatte seinen Bruder, jener seine Schwester zu Hilfe nehmen müssen; keiner war im Stande gewesen, seinen Dienst allein zu bestreiten, und alle diese Betteen, Ruhmen, Bräute und neugeborne Kinder hatten das ganze Jahr über aus meiner Küche und meinem Keller mitgeteilt. Die ungeheure Größe der Paläste begünstigt dies Uebel, und man erzählt von dem jungen Grafen Sch., daß er einst in seinem Palaste gegen siebenhundert Personen entdeckte, die er nicht kannte, und die von den Abgängen seiner Küche lebten, eine Entdeckung, zu der bloß die ungeheure Consumption von Brennöl in seinem Hause Anlaß gab.

Die Unart, unter jed. m. Stuble einen Diener haben zu wollen, ist

fast noch allgemein; die reichsten Leute verzeihen sich an diesem Kerbs, denn auch der Lohn ist ungemessen. Ein Kammerdiener verschmäht nicht selten 300 Rubel Jahregehalt, die Köche und Hausmeister lassen sich gar wie Künstler bezahlen. Die Unverschämtheit, die Trägheit und die Anmaßung dieser Menschen wächst mit ihrer Zahl.

Die Türken und die Pest.

In einem neuerlichen Schreiben des Lazaristen-Missionärs Solen ist zur Bestätigung des schon bekannten unter andern Folgenden enthalten: In Hinsicht der Gefahren ist ein Missionär zu Constantinopel täglich wenigstens die Hälfte des Jahres hindurch in Lebensgefahr; dasselbe wird man auch von dem Handelsmanne sagen; allein dieser kann mancherlei Vorkehrungen treffen; besonders kann er die däuertige Classe von sich entfernt halten, was der Missionär nicht darf, da er gerade dieser seine meiste Sorgfalt widmen muß, weil sie deren am meisten bedarf. Auch gewöhnt man sich nicht so sehr an die Geißel der Pest, daß man an sie gar nicht mehr dachte, nur wer ihre Verwüstungen nicht gesehen hat, kann ihr muthwillig Trost bieten, wer aber seine Freunde, Verwandte und Bekannte sich von der Seite gerissen sieht, wenn man weiß, wie man verlassen von aller Welt sterben muß und nur in der Hast die letzten Sacramente empfängt, der wird sich eines gewissen Grades von Furcht nicht erwehren können. Bräche die Pest in unserer Mitte aus, so verursachte es großen Kostenaufwand, ein so geräumiges Haus, wie das unsrige, zu purificiren, unsere Bücher und Wäsche würden zur Hälfte verloren sein, der Folgen der Krankheit nicht zu gedenken, die Alles unterbricht und hemmt. So sind unsere beiden Collegien seit zehn Monaten geschlossen. Ich frage mich in der That zuweilen, wie es komme, daß Constantinopel nicht ganz verödet dasiehe? und mehr noch, wie es zugehe, daß man kaum eine Verminderung der zahlreichen Bevölkerung gewahr werde? — In Ansehung der Türken ist die Sache begreiflich; denn für sie ist die Pest wie jede andere Krankheit, oder gar vielmehr eine geheiligte Krankheit; vor ihr zu fliehen, würde ein Verbrechen, eine Ausföhnung gegen den Willen Gottes sein. In Bezug auf diese Geißel bleibt ihr Fanatismus kein speculatives Dogma, sondern er tritt in ihrem ganzen Benehmen hervor. „Wenn es auf meiner Stirn geschrieben steht, daß ich sterben muß, warum sollte ich fliehen? Weiß Gott etwa nicht, was mir gut ist, und weiß er es nicht besser, als ich selbst? . . .“ Die Weichen treffen jedoch hin und wieder Vorkehrungen, wofür sie von den Armen bitter getadelt werden, und diese zucken auch die Achseln über die Verblendung der Christen, welche sich vor der Ansteckung zu schützen streben. Es ereignet sich sogar, daß Weiber und Kinder aus der Straße anrühren und spottend ausrufen: „Er ist an-